

Sonntag, 19. März 2017

LITERATUR

Gedankliche Expeditionen ins Salzland

Marianne Ach liest heute im KunstKnoten Am Wiedfang aus ihrem druckfrischen Roman „Von gestern eine Spur“.

Von Florian Sendtner, MZ

15. März 2017 13:54 Uhr



Marianne Ach schwimmt gegen den Strom. Foto: Sendtner

REGENSBURG. Spannung, Spannung, Spannung – und immer an den Leser denken!“ So lernt man es im Seminar für kreatives Schreiben. Die Sache hat nur leider einen Haken: Es gibt nichts langweiligeres als Krimis, und die spannendsten sind die allerlangweiligsten. Das merkt man, wenn man Marianne Ach liest. Die Ausgangssituation ihres neuen Romans „Von gestern eine Spur“ (edition lichtung, 116 Seiten, 13,90 Euro) wäre die perfekte Krimibasis: Frederic, der Sohn der Erzählerin, ist seit fünf Jahren spurlos verschwunden. Doch Marianne Ach begeht nicht den handelsüblichen Fehler, daraus den hunderttausendsten belanglosen Krimi zu stricken. Sondern sie unternimmt völlig unbekümmert von der alles plattmachenden Krimiwalze Ausflüge in das vogelfreie Hirn dieser Theres. Und das ist allemal spannender als Leichenfund und Kripoverhör.

ANZEIGE

Gegen den kollektiven Zwang

Theres (ihr Name fällt im ganzen Buch ein einziges Mal) kann, was ihren

verschwundenen Sohn betrifft, nur rätseln: „Wo er sich herumtreiben wird? Im Ausland? Ganz in der Nähe? In einem Keller? Auf einer Insel?“ Einziger Anhaltspunkt: eine rätselhafte Postkarte aus einer nicht identifizierbaren, fernen Stadt am Meer, auf der von Salz die Rede ist. Irgendwann gesteht sich Theres ein: „Ich kenne Frederic nicht, habe ihn nie gekannt.“ Ja, in einem Moment begreift sie ihn sogar: „Mütter zerren an ihren Söhnen, solange sie in Reichweite sind. Ich bin da keine Ausnahme. Geh weit weg, mein Sohn! Bleib im Salzland, in der Fremde! Versteck Dich vor mir!“ Und schließlich kann sie nur noch stammeln: „Auswandern ins Salzland. An meinen Füßen ist Blei.“

Dabei ist diese Theres alles andere als ein Wrack, das nur noch um den verlorenen Sohn kreist. Im Gegenteil: Frederic (der jetzt Anfang zwanzig sein müsste) taucht zwar immer wieder mal auf, im Vordergrund aber stehen die Männer ihrer Generation – auch wenn einer davon, Carsten, fünfzehn Jahre jünger ist als sie. Dennoch macht man sich Sorgen um sie. Die gutgemeinten Ratschläge liegen in der Luft: „Vielleicht sollte ich im Chor singen. Neben mir Männer und Frauen, die mit rostigen Stimmen und voller Innigkeit Gott lobpreisen. Oder soll ich einen Gymnastikkurs belegen, um noch mit hundert Jahren über einen Zaun klettern zu können?“

Hier trotz eine Frau, bald hundert Jahre nach Marieluise Fleißer, den „Frösten der Freiheit“. Hier schlägt eine Uneinsichtige alle wohlmeinenden Angebote in den Wind: „Nein, danke! Ich schreibe und lese, denke und plane. Das müsste ausreichen.“ Hier widersteht eine Eigensinnige dem kollektiven Zwang: „Ich bin anders. Ich kann, ich will, ich muss: lesen, nachdenken, reden, schreiben.“ Und hier berechnet eine Astrophysikerin die aktuellen Gravitationsfelder der menschlichen Psychologie: „Mütter kreisen um ihre Kinder wie um einen Planeten.“ Und sie ziehen falsche Schlüsse daraus: „Ich weiß alles über meine beiden Kinder, sagte neulich eine Freundin zu mir. Ein Irrtum.“

Marianne Ach erinnert daran, dass trotz aller pädagogischen Perfektion ein Restrisiko bleibt. Dass der Mensch als solcher trotz Vorschuldrangsalierung, Ganztageschule, G8, Rundumbetreuung und Effizienzsteigerung dennoch nicht hundertprozentig kalkulierbar und beherrschbar ist. So ein Kind kann trotzdem einfach abhauen. Einfach verschwinden. Oder vielleicht gerade deswegen. Und die Helikoptereltern gucken in die Röhre.

Der Unsicherheitsfaktor

Noch nie war die westliche Welt so abgesichert wie heute. Und dennoch ist das Leben nach wie vor ein einziger Unsicherheitsfaktor. Vom Tod ganz zu schweigen: „Ein Abgrund. Es ist ihm nicht beizukommen, weder mit Drohungen noch mit einschmeichelnden Worten. Er ist immer der Stärkere, der Sieger, das Dunkle und Mächtige in uns.“ Kurzum: Marianne Ach steht wieder einmal quer zu dem, was angesagt ist. Wer auf die übliche Beschwichtigungsprosa aus ist, der sollte „Von gestern eine Spur“ gar nicht erst in die Hand nehmen. Der Bundesgesundheitsminister warnt: Dieses Buch kann beim Leser Nachdenklichkeit und Beunruhigung auslösen! „Ein Autor“, bemerkt Theres zwischendurch, „darf keine Angst haben, vor nichts und niemandem, er sollte beim Schreiben nicht an die Leser denken.“

[ZUR STARTSEITE](#)